

Des Mannes Plunderhorn

Hochzeitssauereien auf dem Lande: Jürgen Gosch inszeniert in Zürich Schimmelpfennigs „Hier und Jetzt“

ZÜRICH, 28. April Die Ameise ist das stärkste der Tiere der Welt; sie kann das Vierzigfache ihres Körpergewichts tragen. Das erzählt der alte Schlaumeier Lothar jahraus, jahrein, und jedes Mal trägt Tilo seinen dicken Bruder Peter schnaufend die mit jungem Rasen begrünten Zuschauerterrassen hinauf. Die beiden machen sich nackig für die Fabel aus dem Reich der Tiere, und das bedeutet: Jürgen Gosch inszeniert wieder mal Roland Schimmelpfennig. Wie bei einem alten Ehepaar kennt jeder die geheimen Sehnsüchte des anderen und nimmt ihn gern auch mal huckepack. Eigentlich gehört „Hier und Jetzt“ aber weder in eine Pralinschachtel noch in eine Halle wie im Zürcher Schiffbau, sondern ins Freilicht-Naturtheater. Wir sind auf einem Hochzeitsfest auf dem Lande. Der Sommerabend ist lau, die Gäste sitzen an einer langen Tafel. Hinter uns geht die Sonne, vor uns die Zivilisation unter.

Alles ist hier und jetzt zu einem bukolischen Fest hergerichtet, mit Essen, Rauchen, Lachen und Lieben wie in einem französischen Film. Tatsächlich aber stochern die Gäste lustlos in Tellern, Gläsern und Klatschgeschichten. Vor allem Georg, dem Bräutigam, steht das Missvergnügen deutlich in Wolfgang Michaels zerknaushtes Gesicht geschrieben. Hin und wieder steht er auf und bläst in sein Waldhorn; aber wie er auch die Backen aufbläst und die Lider hängen lässt: Kein Ton kommt heraus. Hin und wieder steht ein Gast auf, um eine Anekdote, einen faulen Witz, ein Ständchen zum Besten zu geben. Lothar, bei Georg Martin Bode ein weißhaariger Athlet des Frohsinns, schwärmt immer wieder von den „herzerreißenden Ärschen“ der vier Däninnen am Strand. Seine Frau Ilse summt und pfeift vom Leben der Biene und warnt: „Trink nicht so viel“; Christine Schorn ist dabei so streng und naturverbunden wie eine Biologielehrerin auf Klassenfahrt. Eine Frau fragt immer: „Na du, was sagst du?“ in den Kinderwagen hinein: Kein Mucks dringt heraus. Mit dem Alkoholpegel steigt auch die Sangeslust. Corinna Harfouch spielt Akkordeon und singt ein hinreißendes Lied von den Wörtern, die aus dem Nichts Flüsse, Berge und die Liebe erschaffen. Martin kann das nur bestätigen: „Man muss das Maul aufkriegen“ und schöne Dinge zu den Frauen sagen. So hat er noch jede herumgekriegt.

So könnte das Hochzeitsfest ewig weitergehen, und tatsächlich dauert es ja – auch gefühlt – ein ganzes Jahr. Nach dem Sommer kommt der Herbst mit Regen aus dem Schlauch, Wespen-Lyrik und fallenden Blättern, dann der Winter mit Daunenfedern aus dem Wäschekorb, zuletzt – zu spät – der Frühling. Zeit und Raum sind in „Hier und Jetzt“ wunderbar aufgehoben: Es gibt keine Vergangenheit, keine Zu-



Nassbürgerhochzeit: Jürgen Gosch weicht Roland Schimmelpfennigs Gesellschaft in „Hier und Jetzt“ ein.

Foto Tanja Dorendorf

kunft, nur reine Gegenwart, und was die Gäste allein, im Duett oder im Chor erzählen, kann Erinnerung oder Prophezeiung, persönliche Erfahrung oder kollektiver Mythos, postdramatisches Theater oder dionysisches Fest sein.

Klar ist nur, dass das arkadische Idyll dauern kann: Die Hochzeit von Mensch und Natur wird böse enden. Alle wissen es ja. Katja hat Georg schon mit dem Schönschwätzer Martin betrogen, noch ehe sie verheiratet waren, oder wird ihn betrügen, noch ehe der Morgen graut. Sie versaut ihr Brautkleid dann auch bald mit Wein- und Blutflecken. Die Männer duellieren sich mit Schwertern, die viel zu schwer für sie sind, und kommen mächtig ins Raufen und Schnaufen. Irgendwann schlägt Georg den Nebenbuhler mit dem Gartenstuhl blutig. Was diesen nicht dar-

an hindert, weiter zum Tanz aufzuspielen, und jenen nicht, weiter genüsslich Regenwürmer zu essen. Das Fest eskaliert, der Wahnsinn dräut naturgemäß, aber die romantische Form bleibt gewahrt. Der Sommer der Liebe ist vorbei, bevor er richtig angefangen hat. „Das Hier und Jetzt. Das Jetzt oder Nie. Früher, bald. Ja, ja! Das Nie-mehr. Leider nicht. Vielleicht doch. Zu spät, zu früh. Jetzt nicht.“ Was der mürrische Bräutigam stammelt, klingt wie Tschchow aus dem Mund von Mylneer Peeperkorn.

Gosch inszeniert das Hier und Jetzt von Gewalt und Liebe mit schönem Witz und leuchtenden Farben; er zeigt aber leider auch das ewige Einerlei, die Peinlichkeit und Banalität des Dort und Später. Lothar erzählt immer wieder von seinen kleinen Däninnen, und selbst Ilse fällt ihm nicht ins

Wort: „Das macht doch nichts. Im Gegenteil. Umso besser. Das ist doch das Schöne! Dafür sind die Geschichten doch da, dass man sie immer wieder und wieder erzählt.“

So wird jeder Gag bis zur Neige auskosten, jedes Weinglas umgekippt, jedes Lied von der Biene bis zum bitteren Ende gesungen: Selbst das Einmalige wird zweimal gesagt und dreimal gezeigt. Gosch nimmt das schwerelose, heitere, geheimnisvolle Stück ziemlich schwer. Schimmelpfennig ist einer unserer stärksten Theaterautoren, wenn er so märchenhaft konzentriert, so komisch abwesend schreibt wie diesmal. Aber selbst ein gutes Schimmelpfennig-Stück kann nicht das Vierzigfache seines eigenen Gewichts tragen. Es ächzt schon sehr unter Goschs Lust an der Sauerei und Barbarei, die jeder Mann in sich trägt.

MARTIN HALTER

Selbstvergewisserung geht auch mit Rechnen

Für die Aufklärung hatte der Wahrscheinlichkeitskalkül einen existentiellen Reiz als Verzweiflungs-Antidot

In einem Gespräch des emeritierten Münchener Philosophen Dieter Henrich mit „Mittelweg 36“ geht es um die Quellen des Nihilismus und Möglichkeiten, ihm zu entkommen. Die Tendenz zur nihilistischen Weltanschauung ist immer vorhanden, sobald der Mensch sich seiner Sterblichkeit bewusst wird: „Er kann zu Einsichten kommen, die alle seine etablierten Selbstbilder weselos werden lassen, und er kann dann aus einem verstorbenen Blick in den Abgrund zerstörerische Schlussfolgerungen für die Behauptung seiner Zentralposition in der Welt ziehen.“ Ohne religiösen Halt löst die existentielle Verunsicherung leicht einen blinder Selbstmächtigkeit entspringenden Vernichtungsrausch aus. Für den beschädigten Stolz des Täter-Ichs ist das aber eine Sackgasse, kehrt sich die Aggression zuletzt doch auch gegen ihn selbst. Als einzigen Ausweg aus der existentiellen Kränkung nennt Henrich den „kühlen Blick in die Bewandtnislosigkeit unseres Daseins“ und damit eine Vertiefung der „Selbstdistanz“.

Die ironische Distanz zum Leben wird jedoch hinfällig, wenn nackte Gewalt den Menschen in ein „quiekendes Stück Fleisch“ verwandelt, wie Henrichs Gesprächspartner Jan Philipp Reemtsma es ausdrückt. Wer sich aber über die Täter empört und die Opfer betrauert, wie die öffentliche Gedenkkultur es vorwiegend tut, verdoppelt nur die Gewalt und identifiziert die Unterlegenen auf alle Zeit mit ihrem Opfersein. Henrichs Vorschlag, sich mehr in die damit verbundene Erfahrung hineinzudenken, lässt Reemtsma auf seine Entführung vor zwölf Jahren zurückkommen, als er „einen Monat lang jeden

Tag damit zu rechnen hatte, ermordet zu werden“. In seinen Überlegungen sei es damals darum gegangen, dem drohenden Entsetzen und der Verzweiflung des letzten Moments etwas anderes entgegenzusetzen. „Und was mir einfiel, war Hohn und Aggression.“ Über diese ganz andere Art der Selbstermächtigung fand Reemts-

Blick in deutsche Zeitschriften



Mittelweg 36, April/Mai 2008, 20148 Hamburg

Das Achtzehnte Jahrhundert

Heft 2, 2007, Wallstein

Zeitschrift für Ideengeschichte

Heft 4, Winter 2007, C. H. Beck

ma zu einer Haltung, die er mit „Dankbarkeit“ für die reelle Überlebenschance umschreibt und die ihn dazu bewegte, „die Spinnen, die über mich rüberliefen, in den letzten beiden Tagen nicht mehr zu töten“. Dieter Henrich seinerseits möchte die „Lebenssumme“ nicht im zeitlich Letzten su-

chen, sondern in der Einsicht einer „unvergesslichen“ Nacht, als ihm klargeworden ist, „dass meine ganze Lebensgeschichte, all meine Probleme, all meine Liebe, ein bloßes Faktum ist“. Also keine Illusion, kontert Reemtsma, „ein Faktum – welch Glück!“.

„Das Achtzehnte Jahrhundert“ beschäftigt sich mit dem Pyrrhonismus in der Geschichtswissenschaft, der die Möglichkeit historischer Erkenntnis in Frage stellt. Ganz im Sinne Henrichs würdigt die Zeitschrift das Lebenswerk Meta Scheeles, die dem Pyrrhonismus die erste deutsche Monographie widmete und dem NS-Euthanasieprogramm zum Opfer fiel. In einem der Substanz historischer Tatsachen gewidmeten Aufsatz schließt sich der Erlanger Philosophieprofessor Maximilian Forschner der Position seines Kollegen Günther Patzig an, „dass es Tatsachen und Sachverhalte überhaupt nicht geben kann, ohne dass es Sprache und Denken gibt, das heißt Sätze, in denen Tatsachen ausgedrückt oder dargestellt werden“. Vorausgesetzt ist stets ein zur „Gedankenbildung fähiges Subjekt“. Außerwissenschaftliche soziale Selektion entscheidet in einem quasi-darwinistischen Überlebenskampf auch darüber, welche Theorien über die Wirklichkeit in Umlauf sind.

Das mag der Grund dafür sein, dass der Historiker Isaiah Berlin im Klatsch und Tratsch zu Hause war. In den vierziger Jahren verfasste er für das britische Informationsministerium so kurzweilige Berichte über die öffentliche Meinung in Amerika, dass sogar der Premierminister sie mit Vergnügen las. Wie Tim B. Müller in der „Zeitschrift für Ideengeschichte“

ausführt, war Berlins Vertrautheit mit dem Ränkespiel der menschlichen Psyche auch im Blick nach Osten nützlich. In Stalins Methode des „steten Umschlags“ erkannte er die tiefere Logik der scheinbar so chaotischen Sowjetpolitik: Um die Revolution nicht zu gefährden, habe Stalin das Steuer „zwischen der Skylla des selbstzerstörerischen jakobinischen Fanatismus“ und der „Charybdis postrevolutionärer, zynischer Schlamperei“ hin und her gerissen, er lockerte und straffte den totalitären Druck und versetzte die Bevölkerung so in einen Dauerzustand traumatischer Ungewissheit.

Den Marquis de Condorcet hätte er mit dieser Strategie nicht einschüchtern können. Das Rechnen war für den französischen Philosophen nicht nur eine Privatleidenschaft, er war auch überzeugt, dass es den Menschen von jeder Furcht befreien konnte. In einem großartigen Essay wirbt Lorraine Daston, Direktorin am Berliner Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, für Condorcets Begründung der Aufklärung im Kalkül „Gefahren, die sich drohend und finster zusammengebraut, Zweifel, die still und unablässig genagt hatten“, wurden von ihm durch unerbittbare Analyse und Neukombination seiner Ideen und Sinnesindrücke „in quantifizierbare Risiken überführt“.

Rechnen als Lebensform war für Condorcet ein Sport für die Seele, der den Abergläubischen Mut einflößte und intellektuelle Skeptiker vor lähmender Gleichgültigkeit bewahrte. Es führte nicht nur zu neuen Wahrheiten, sondern motivierte den Menschen überhaupt dazu, sein Schicksal in die Hand zu nehmen. Insofern war ihm das Rechnen ein utopischer Sinn, der die wahre Natur der Dinge nach und nach enthüllen musste. Sein Vertrauen in die nüchterne und kaltblütige Analyse stand Condorcet auch bei, als die Jakobiner ihn aufs Schafott bringen wollten: „Wenn die unendliche Vervollkommenheit unseres Geschlechts, wie ich glaube, ein allgemeines Naturgesetz ist“, schrieb er, dann muss der Mensch sich nicht mehr als „vergängliche und isolierte Existenz“ verstehen, die nach wechselndem Glück spurlos verschwindet. Vielmehr verbindet er sich durch seine Werke mit allen Orten und wirkt noch, „lange nachdem die Erinnerung an ihn erloschen ist“. Condorcet starb 1794 in seiner Zelle, vermutlich durch Gift, seiner Ankündigung gemäß, dass er „wie Sokrates untergehen“ werde.

INGEBORG HARMS

Auf nach Frankfurt

Island wird Buchmessen-Gast 2011

Island wird 2011 das Gastland auf der Frankfurter Buchmesse sein. Der Kooperationsvertrag mit der isländischen Regierung wurde am Freitag in Reykjavik unterschrieben. Das Land hatte sich im vergangenen Herbst um den Auftritt beworben. Buchmessen-Direktor Juergen Boos sagte: „Island ist weltweit einer der kleinsten Buchmärkte, aber unglaublich produktiv. Literatur prägte seine Identität von Anfang an.“ Die Leitung des Organisationskomitees wird der Autor und ehemalige Verleger Halldór Gudmundsson übernehmen.

F.A.Z.

Kommt uns bloß nicht mit Kant

Wenn der Westen die universellen Werte beschwört, kontert der Osten mit dem Verweis auf deren Widersprüche: ein deutsch-chinesisches Gespräch über Aufklärung in turbulenter Zeit.

PEKING, Ende April Von Tibet war an diesem denkwürdigen Nachmittag an der Peking-Universität nicht die Rede. Aber die in den letzten Wochen dramatisch verschärften Empfindlichkeiten zwischen China und dem Westen schwanzen in jeder einzelnen Formulierung mit, als sich deutsche und chinesische Philosophen darüber austauschten, was „Aufklärung“ für sie bedeutet. Es traten die Wahrnehmungsdifferenzen hervor, die den politischen Streit zusätzlich komplizieren – wobei die Konfliktlinien bisweilen alle Erwartung unterliefen: Die Deutschen kamen mit Kant, die Chinesen konterten mit Thomas Mann.

Forschungsministerin Annette Schavan, deren Besuch der Anlass der Zusammenkunft war, erläuterte, weshalb das Thema für sie an diesem Ort wichtig ist: Im Gefolge der Aufklärung habe der Wechsel von der absolutistischen zur demokratischen Herrschaft den Menschen als Zweck an sich in den Mittelpunkt gestellt. Als symbolische Geste schenkte sie der Peking-Universität ein Kant-Portrait von Horst Janssen. Dass im Moment der Übergabe ein verpoppter Schuhplattler vom Band ertönte, brauchte nicht als Perfidie interpretiert zu werden; es war in einer Gesellschaft, in der die gegenseitige Abgrenzung der Stile noch nicht ganz so präzise ist, wohl einfach als Zeichen des Wohlwollens gemeint.

Einen solchen Zustand, in dem die „Unterschiede zwischen den Dingen unscharf und die Entwicklungsmöglichkeiten vieldeutig sind“, stellte der Peking-Kant-Forscher Han Shuifa dann in den Mittelpunkt seiner Ausführungen, in denen er eine Parabel des antiken chinesischen Philosophen Zhuangzi auslegte. Die mythische Figur Ungestalt trifft da auf zwei schon wesentlich ausdifferenzierte Freunde, die ihm einen Gefallen tun wollen und sich sagen: „Alle Leute haben sieben Löcher zum Sehen, Hören, Essen und Atmen. Ungestalt hat keins. Wir wollen ihm ein paar Löcher bohren.“ Also bohren sie ihm jeden Tag ein Loch, und am siebten Tag, so endet die Parabel, „starb Ungestalt“. Für Han Shuifa ist dieser Hilfsversuch Sinnbild eines über sich selbst nicht aufgeklärten Aufklärungsbegriffs, der eine für alle in gleicher Weise gültige Vernunft annimmt und keine Unterschiede duldet. Der Mensch werde dabei zum bloßen Objekt der Vernunft und deren Manipulationen.

Han ließ keinen Zweifel daran, dass er dabei an China dachte, dem die „glorreiche Aufklärung aus dem Westen schon unvergleichliches Leid zugefügt“ habe. Mit Foucault empfahl er, dass sich die Aufklärung statt dessen zu Kritik und Selbstkritik weiterentwickle.

Die Vorträge nahmen nicht direkt aufeinander Bezug, aber das Thema „Differenz“ war in die Argumentation der Deutschen schon eingebaut. Der universelle Anspruch der Vernunft verträge sich durchaus mit der Verschiedenheit der Menschen, sagte der Kölner Romanist Andreas Kablitz mit Aristoteles; die

„Freiheit“ des Toleranzgebots wollte er gerade als Verzicht auf Determinationen verstanden wissen. Der Tübinger Philosoph Otfried Höffe, der in seinem Buch „Demokratie im Zeitalter der Globalisierung“ die Idee einer „föderalen, subsidiären Weltrepublik“ entwickelt hatte, sah die Allgemeingültigkeit der aufklärerischen Forderung, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, auch darin zum Ausdruck gebracht, dass Europa keinen Exklusivanspruch auf sie erheben dürfe.

Während die Deutschen also eine Universalisierbarkeit des Verschiedenen voraussetzten, beharrten die Chinesen auf einer Verschiedenheit der Universalien. Wie Han Shuifa sprach auch der Germanist Huang Liaoyu von einer spezifisch chinesischen Aufklärung. Als Kronzeugen rief er Dr. Ting-fu auf, einen ständig kichernden Chinesen, der eine winzige Nebenrolle in Thomas Manns „Zauberberg“ spielt. Bei einer okkultistischen Sitzung fasste er als Einziger „den gesunden Gedanken, das Deckenlicht einzuschalten, so dass alsbald das Zimmer in Klarheit lag“. Für Huang ist in diesem deutschen Chinesenbild tatsächlich etwas Typisches ausgesprochen: die Diesseitigkeit des konfuzianischen Chinesen. Auf der einen Seite verbinde ihn diese mit dem Humanisten Settembrini im Roman und der westlichen Aufklärung im Allgemeinen, auf der anderen Seite werde er um ihrerwillen auch beargwöhnt, weil er unfähig zu transzendenten Gedanken und zur Abstraktion schlechthin sei.

Die Entkonfuzianisierungsbewegungen des letzten Jahrhunderts hätten dieser konfuzianischen Aufgeklärtheit dann noch neue Akzente hinzugefügt. Huang nannte unter anderen zwei, die er der „institutionalisierten marxistischen Aufklärung“ zuschrieb: eine Betrachtung der Geschichte „ohne Sentimentalität und moralische Aufgeregtheit“ und einen Sinn für den Primat des Willens, dem gegenüber der Intellekt nur als Dienstmädchen in Betracht komme. Mit diesem geistigen Rüstzeug seien die kapitalistisch gewordenen Chinesen davon überzeugt, dass der Überbau von der Basis abhängt „und dass mit der rasanten Wirtschaftsentwicklung auch zivilisatorische, politische und moralische Fortschritte gemacht werden können“.

So mündete Huangs in subtilem Deutsch vorgetragene Betrachtung ins Resümee: „Der konfuzianische Chinese der Gegenwart ist zufrieden mit der Welt und mit sich selbst, wie er es lange nicht mehr war. Aber die Welt ist unzufrieden mit ihm. Darunter leidet er schon ein bisschen.“ Verstehen könne er es indes nicht: Sofern er schon ins „kapitalistische Weltssystem“ integriert sei, wirke er mit seiner Diesseitigkeit doch entscheidend am „Werk der europäischen Aufklärung“ mit und schade niemandem.

Bei aller Ironie äußerte sich da eine unter Chinesen heute tatsächlich weitverbreitete Ratlosigkeit, was „der Westen“ überhaupt von ihnen wolle; die Kritik an der Verletzung von Menschenrechten wird dabei oft gar nicht erst zum Nennwert genommen, sondern für eine bloß ideologische Verschleierung anderer Interessen gehalten. So stieß auch an diesem Nachmittag der Wille, alle Einzelnen, wo auch immer sie leben, zum Gebrauch der Vernunft zu befreien, auf die Erklärung, dass die Selbstbestimmung des Einzelnen mit der Anerkennung der Verschiedenheit seines kulturellen Eingebundenseins beginne. Die politisch-kulturelle Bedingtheit der eigenen Sprecherrolle mag in der Tat ein blinder Fleck des westlichen Universalismus sein; die Immunisierung gegen Kritik durch „Kultur“ ist es auf der anderen Seite allerdings nicht minder. Der gegenseitigen Aufklärung bleibt noch einiges zu tun.

MARK SIEMONS

Rock mich, Amadeus

Christoph Hagel verlegt Mozart in die U-Bahn

Es ist ein gewaltiges Spektakel, das Christoph Hagel im noch unfertigen Berliner U-Bahnhof „Bundestag“ inszeniert und musikalisch leitet. In seiner metropolitenan Version der Zauberflöte werden der Vogelfänger Papageno zum PUNK und Müllsammler, Prinzessin Pamina beim Schwarzfahren erwischt und von einem lusternen Polizisten verhaftet. Tamino hingegen wird von drei attraktiven Putzfrauen vor der Schlange gerettet. Am Ende überfährt ein ICE die Königin der Nacht und den Polizisten. Dazu spielen die Berliner Symphoniker. Es klingt nach einer banalen Albee, doch gewinnt der manisch-progressive Musiktheatermacher Hagel der wohl meistgespielten Mozartoper mit seiner schalkhaften Umdeutung zum Berliner Volksstück durchaus neue Aspekte ab.

Hagels Modernisierung wirkt nicht zwanghaft, sondern wird von der U-Bahn-Station – die eben keine Kulisse, sondern Real ist – geradezu erfordert. Ein besonderer Coup gelingt Hagel auch mit der Besetzung des Papageno. Jan Plewka muss den lebenslustigen Punker nicht spielen, sondern ent-

stammt als ehemaliger Sänger der Band „Selig“ diesem Umfeld. Die schon bei Mozart aus dem Volk gegriffene Figur wird so konsequent weitergedacht und als trinkfreudiger Hartz-IV-Empfänger zum Sympathieträger des Abends. Für Plewka wurde auch das Libretto in moderne Umgangssprache übertragen, was gelegentlich ins Banale abrückt, überwiegend aber mit viel Wortwitz den ursprünglichen Text fortpinspt.

Zwei Jahrhunderte stehen zwischen dem Rocksänger und dem von Wolfgang Mirlach glänzend vorgetragenen Höffling Tamino, die im Duett ihre jeweiligen Gesangstechniken gegeneinanderhalten. Der aus der Zeit gefallene und zunächst orientierungslose Prinz findet zuletzt seinen Platz in der bürokratischen Geschäftswelt des Sarastro, dessen Kreis der Geweihten hier eine Behörde ist. Wenn Hagel die barocken Phantasiefiguren mit der heutigen Alltagswelt konfrontiert, entsteht allerdings mehr als bloße Situationskomik. Es zeigt sich auch die zeitlose Gültigkeit der Konflikte zwischen weiblichem und männlichem Prinzip. Der Robbau des U-Bahnhofs liefert Hagel fast viertausend Quadratmeter Spielfläche – genug Platz, um ungewöhnliche Tanzchoreografien und Skateboard fahrende Knaben zu integrieren. In der Säulenlandschaft aus Sichtbeton entwickelt die Videokünstlerin Tina Zimmermann großflächige Projektionen, die den zukünftigen Strom der Passanten schon jetzt hektisch fließen lassen. Die schwierige Akustik bewältigt das gut aufgestellte Sängerensemble mit Mikrofonen.

ANNIKA MÜLLER

Ohne Plan kein Geld

Staatsoper blockiert Zuschusszahlung

Sechs Neuproduktionen stehen auf dem lange vorbereiteten Spielplan für 2008/2009 der Staatsoper Unter den Linden in Berlin. Die dafür benötigte Zuschusserhöhung von zehn Millionen Euro wurde vom Abgeordnetenhaus längst bewilligt. Doch bislang konnte das Geld, das theoretisch bereits seit Januar zur Verfügung steht, nicht ausgezahlt werden. Geschäftsführer Georg Vierthaler und Intendant Peter Mussbach konnten sich, so der Pressesprecher der Staatsoper, Johannes Ehmann, nicht auf einen Wirtschaftsplan einigen. Dieser ist aber Voraussetzung für

die Ausschüttung des Zuschusses. Kulturstatssekretär André Schmitz mahnte darum den Stiftungsrat der Staatsoper, die Spielzeitplanung zu ändern, um Defizite in Millionenhöhe abzuwenden. Die Oper hoffe jedoch, so Ehmann, dass ein jüngst vom Intendanten Mussbach eingereichtes Wirtschaftskonzept Anfang Mai vom Stiftungsrat der Staatsoper verabschiedet werde. Die blockierten Gelder könnten dann endlich fließen. Dennoch arbeite man an einem „Plan B“, einer abgespeckten Version des Spielplans. Fällt der Zuschuss tatsächlich aus, müssten drei der sechs geplanten Neuproduktionen ersatzlos gestrichen oder konzertant zur Aufführung gebracht werden. Man sei aber optimistisch.

amue